

Karl Forster

Das Kunststück, einen »Schlachthof« zu moderieren

Wie das Bayerische Fernsehen
beim Versuch, die jungen Zuschauer an sich zu binden,
beinahe gescheitert wäre

»Live aus dem Schlachthof.« Man könnte die Überlegungen zu dieser TV-Sendung mit dem vielleicht etwas arg knalligen Satz beginnen: »Einer kam durch.« Was aber womöglich die Gedanken in die falsche Richtung lenken könnte angesichts des doch ziemlich blutrünstigen Namens. Ist das hier eine Opferbank für allzu aufmüpfige Moderatoren? Zumindest die Zahlen lassen solch einen Verdacht als nicht ganz unbegründet erscheinen. Elf Plauderer und -innen wurden im Laufe der Jahre in über 250 Sendungen verschlissen, ausgebootet oder aber zu Höherem berufen. Nur einer blieb, und der war vom Start weg dabei: Werner Schmidbauer, damals, im Dezember 1983, zweiundzwanzig Jahre jung und ausgerechnet ein Musikant.

Bei der Geburt der Sendung, die damals ja »Live aus dem Alabama« hieß, hatte der Bayerische Rundfunk die Idee, seine jugendlichen Zuschauer stärker an sich zu binden. Es gab zwar einen Vorläufer dieser Live-Sendung, der hieß »Sagst, was d' magst«. Das Programm ging aber als geschnittene Konserve über den Äther und war, weil mehr eine Kraut- und-Rüben-Sendung, nur recht mäßig erfolgreich. Es gab einiges Sichselbst-auf-die-Schulter-Klopfen, als man sich dann doch zu verstärkter Risikobereitschaft durchringen und sich eben (mehr oder weniger lebendig) schnittlos und also selbstbewußt dem Zuschauer präsentieren konnte. »Live aus dem Schlachthof« hat sich, als legitimer Nachfolger der »Alabama«-Heimat, zumindest in den Feuilletons der Münchner Tageszeitungen und bei etwa sechs bis acht Prozent

sogenannter repräsentativer Zuseher etabliert. So feierte etwa Joachim Hauschild, seit Jahren TV-Beobachter der Süddeutschen Zeitung, zur Überraschung manches Szene-Kenners das derzeit neueste »Live«-Gesicht, Sandra Maischberger, geradezu hymnisch: »...hat jenen brünetten Charme, den auf längst verblichenen Photos die jungen Mädchen des Wandervogels zeigten, mit leicht feuchten Augen und der Klampfe in der Hand. Will sagen: Sie ist kein modisch cooler Typ, der nun hier mal einen Modeberuf ausübt, weil der sie eben antörnt. Sandra, du bist okay.« Man sieht, das aber nur nebenbei: Auch die TV-Kritik birgt manche Klippe für den enthusiastischen Schreiber. Wer sich mit Fernsehsendungen befaßt, stößt unweigerlich auf jenes Wort, das gleichsam der Sesam-öffne-dich des Erfolgs, der Einschaltquoten-Garant zu sein scheint: Die-

ses Wort heißt »Konzept«. Im Laufe der »Live aus...«-Jahre wurden viele Konzepte, zumindest nach Aussage der dafür zuständigen Redakteure und Redaktionsleiter, entworfen, verwirklicht, wieder verworfen, neu erfunden, aufgebacken und zum Teufel gejagt. Parallel dazu erging sich die Kritik in dem permanenten Vorwurf, daß diese Sendung eigentlich überhaupt kein Konzept habe, was aber wiederum nach Ansicht mancher Beobachter geradezu das Erfolgsgeheimnis sei. Nicht zu wissen, was nun eigentlich in der Sendung passiert, sei schließlich irgendwie spannend. Und weil die jeweilig Verantwortlichen sich wirklich selten um ein Thema gedrückt, schlimmstenfalls sich um eine wie auch immer ausgewogene Behandlung desselben bemüht haben, bietet die Rückschau auf sechs Jahre Sendung ein Kaleidoskop von Themen und Trends, die das Zielpublikum bewegten.

Einen ersten Eindruck von den Möglichkeiten, die diese Sendung dank ihrer nicht öffentlich-rechtlich geschulten und also auch nicht sprachschablonisierten Moderatoren schon von Anfang an hatte, gab zum Beispiel jene vom Mai 1984, in der drei sogenannte Sexualberaterinnen einschlägiges aus ihrem schwierigen Beruf zum besten geben sollten. Schon damals brillierte ein Moderatoren-Duo, das später zum Markenzeichen werden sollte: Amelie Fried, zu dieser Zeit noch Filmhochschülerin, und Giovanni di Lorenzo, damals lediglich ausgewiesen als Autor eines faszinierenden Buches über Neonazis. Fazit der Sendung: »There's no Business like Sexbusiness«.

Das Kunststück, einen »Schlachthof« zu moderieren

Giovanni di Lorenzo war bei einer Sendung kurz vorher eigentlich nur Diskussionsgast. Damals ging es um das brisante Thema »Rechtsradikalismus«. Die Diskussion mit Mitgliedern der Wiking-Jugend geriet so heiß, daß sich streckenweise ein Kameramann mit kräftigen Ausdrücken einmischte (und prompt später deswegen abgemahnt wurde). Und sie zog sich so ausführlich hin, daß die Fortsetzung der Diskussion, eigentlich mehr aus Zufall weiter aufgenommen, am folgenden Montag entgegen der Programmankündigung nachgesendet wurde.

Was bei »Live aus dem Alabama« immer galt, die Vertiefung eines großen Themas, wurde nach dem Umzug in das Wirtshaus am Schlachthof zugunsten des Themensplittings aufgegeben. Ein Umstand, der nahezu Religionskriege zwischen den »Live«-Verantwortlichen hervorrief. Für beide Formen gab es gute Argumente: Im »Alabama« wurde manch plattes Thema so lange ausgewalzt, bis die Sendezeit gnädig vorübergegangen war. Im »Schlachthof« fällt nun manch gewichtiges Wort der Kürze zum Opfer. Die ideale Mischform ist wohl ein schwieriges Kunststück.

Die zunehmende Anerkennung einer neuen Sendeform kann zu allerlei politischen Rankünen auf der einen Seite und zu dezenten Scherenschnitten in den Köpfen der Macher auf der anderen Seite führen. In einer »Alabama«-Diskussion anlässlich recht unfriedlicher Demonstrationen gegen die Wiederaufarbeitungsanlage von Wackersdorf mit dem Motto »Krawall 85« nahm sich ein mehr oder weniger Vermummter das Recht, über die Gewalt des Staates

gegen seine Bürger zu schwadronieren. Da mußte dann später in einer Rundfunkratssitzung den Sende-Verantwortlichen per Beschluß mit 25 zu sechs Stimmen bescheinigt werden, daß sie, weil sie den Kapuzenheini nicht am Reden gehindert haben, gegen das Rundfunkgesetz verstoßen hätten.

Wenig Eindruck machte dabei auf das Gremium die Tatsache, daß knapp zwei Monate vorher das »Alabama«-Team eine Sendung über die tödliche Immunschwächekrankheit Aids zustande brachte, die ihr den renommierten Grimme-Preis einbrachte. Herbert Riehl-Heyse schrieb daraufhin in der Süddeutschen Zeitung über diese »Rundfunkgesetzesbrecher« den weitblickenden Satz: »...jedesmal also, wenn irgendwo die Schere der Selbstzensur klappert, wachsen in der früher äu-

ßerst munteren »Alabama«-Mannschaft die Aggressionen, das Mißtrauen und die Frustration.«

»Live aus dem Alabama« hieß damals noch: Nach Talk, Formel eins – und manchem Playback-PR-Gag der Pop-Industrie – Musik pur in der großen Halle. Gut zwanzig Minuten dieser Konzerte gingen live über den Sender. Für die Besucher gab's aber, bei acht Mark Eintritt, ein richtiges Konzert, bei dem nach Abschalten der Kameras dann frei von der Leber weg musiziert wurde.

Zuschauerquoten von bis zu 15 Prozent waren keine Seltenheit mehr. Doch der Erfolg hatte seinen Preis: Zunehmend schwand die Spontantät, die Moderatoren wurden entweder dezent großenwahnsinnig, fühlten sich verfolgt oder wurden einfach schlecht. Die Redaktionsmannschaft bekam kalte Füße vor allzuviel Risiko. Und: Ein Star mußte her, und der hieß Günther Jauch. »Mehr Biß« versprachen sich die Redakteure. Der kam prompt, zu prompt. Als Bela Bea, Kopf der Berliner Szeneband »Die Ärzte« im Selbstvorstellungstext das damals, im Herbst 1987, heiße Thema »Barschel« verunglimpfte, hatte »Alabama« seinen letzten großen Skandal mit den in diesem Bundesland üblichen, hier nicht näher zu erläuternden Folgen.

Zum Jahreswechsel 1988 erfolgte dann nicht nur der Umzug ins Wirtshaus am Schlachthof, einem in der Münchner Musikszene mittlerweile recht angenehm etablierten Ort, sondern auch die Totalumkrepelung des irgendwie doch vorhandenen Sendekonzepts. Schluß war, und dies war nun eine entscheidende, von vielen sehr bedauerte Änderung, mit

dem Live-Konzert nach dem Live-Talk. Man entschuldigte dies, durchaus glaubhaft, mit Raummangel im neuen Hause. Aber doch stieß vielen die nun in fast allen TV-Musiksendungen praktizierte Form der Musikdarbietung mittels seelenlosem Playback sauer auf. Musik in »Live aus dem Schlachthof« funktioniert in der Regel so, daß Schallplattenfirmen dem dafür zuständigen Musikredakteur (er heißt Jürgen Barto und ist von Anfang an mit bei der BR-»Live aus...«-Mannschaft) ein Produkt offerieren, das gerade auf den Markt gekommen ist und dessen Airplay, wie das im Jargon so heißt, noch ein bißchen verbessert werden sollte. Solch musikalische Billigware wurde nun als Thementrenner eingestreut, womit schon klar ist, daß nun auch Schluß war mit dem tieferen Diskutieren.

Ob sich Günther Jauch deswegen zur Startsendung einen Dreitagebart wachsen ließ oder aus Kummer über die piepsige Stimme seiner neuen (und nur recht kurz beschäftigten) Mitmoderatorin Birgit Klaus, hat er nie verraten. Bedenklich aber stimmte auch die Verantwortlichen, daß nun plötzlich und ausgerechnet im Münchner Merkur der mittlerweile leider verstorbene Kollege Achim Barth zu loben begann: »Besser, kritischer und viel munterer.« Diese Schmeichelei war für die eingefleischten »Live«-Fans alarmierender noch als jedes Stillhalten des Rundfunkrates. Auch die nun immer intensiver gepflegte Form der Videoclip-Präsentation – kurzzeitig gab sich sogar Fritz Egner dafür her – ließ die neue Richtung ahnen: Die geringe Zuschauerbeteiligung von nur acht Pro-

zent beim allmontäglichen TV-Jugendtrip hing wie ein Damoklesschwert über den Köpfen der Redakteure. Man wollte zur Zweistelligkeit zurück, und sei es mittels Hauruck und Gefälligem. Selbst Ponkie, sonst sprachliches Samuraischwert der Münchner Kritikasterszene, bei »Live aus...« aber immer seltsam sanft gestimmt, ging das Geseummse und Getalke auf den Geist, und plötzlich wettete sie los: »Preisfrage: Wodurch unterscheidet sich derzeit die Flott-und-flippig-Sendung »Live aus dem Schlachthof« von anderen deutschen Smalltalkshows? Antwort: Durch gar nix!«

Der bayerische Staatsminister Edmund Stoiber, Mitglied des Rundfunkrats des Bayerischen Rundfunks, forderte ein neues Konzept. Günther Jauch verteidigte das alte. Ein Beitrag über den Umgang der katholischen Kirche mit dem Herausgeber einer katholischen Jugendzeitschrift

landete vor dem Rundfunkrat, bevor er überhaupt gesendet wurde. Ein hanebüchen blödes Gewinnspiel wurde in so perfekter Selbstironie von Günther Jauch und Werner Schmidbauer (ja, der ist immer noch mit von der Partie) präsentiert, daß dies schon wieder richtig lustig war. Der Streit um das nun nicht mehr annähernd als solches erkennbare Konzept ging dennoch weiter. »Live aus dem Schlachthof« schien dem Tode näher als dem Leben.

Da kam – man höre und staune, vom Privatfernsehen (und der Journalistenschule) – Sandra Maischberger, und Joachim Hauschild durfte jubeln: »Sandra, du bist okay.« Und es war, als ob damit auch ein Ruck durch die Redaktion gegangen wäre. Plötzlich besann man sich (oder versuchte wenigstens, sich zu besinnen) auf die alten Qualitäten dieser Sendung. Darauf etwa, daß die Jugendlichen von heute nicht nur über Mak-

Das Kunststück, einen »Schlachthof« zu moderieren

ken und Mode nachdenken, sondern hier und da richtig echte Probleme haben. Eine weithin beachtete fünfteilige Reihe über die Geschichte junger Menschen, »Geboren Anfang 60«, stiftete Irritation und sorgte für Diskussion. Sie machte deutlich, welche Defizite unsere Gesellschaft Jugendlichen gegenüber zu verantworten hat.

»Live aus dem Schlachthof« war aus dem seichten Tümpel wieder emporgetaucht in die lichten Höhen ernstzunehmender Sendungen, und zwar durchaus folgenreich. Werner Schmidbauer beispielsweise kann mittlerweile sogar richtig moderieren. Redakteur Ernst Geyer (er überlebte als einziger Verantwortlicher den Marathon von 250 Sendungen und wird seit 1. März von der jungen Kollegin Sonja Kochendörfer unterstützt) bewies plötzlich ein feines Händchen bei der Themenwahl. Plötzlich war sogar, o Wunder, im »Wirtshaus am Schlachthof« genug

Platz für Live-Konzerte. Und als es hieß, über das berühmte und gefürchtete »Erste Mal« zu diskutieren, hatte die Auswahl der Talkgäste fast schon das Format des legendären österreichischen »Club 2«.

Halt, fast hätten wir's vergessen: Die Einschaltquoten sind mittlerweile auf bis zu zwölf Prozent gestiegen.

Man könnte nun die Überlegung bezüglich »Live aus dem Schlachthof« mit dem vielleicht etwas arg knalligen Satz abschließen: »13 blieben auf der Strecke.« So viele Moderatoren hatten hier ihre Chance, sich zu profilieren, die Ecken und Kanten (leider) abzustoßen und reif zu werden für höhere Aufgaben. Mittlerweile ist Amelie Fried Stammgast im Schumann's – eine Tatsache, die in München als gesellschaftlicher Aufstieg gewertet wird – und darf beim ZDF über ihre eigene Sendung nachdenken. Ihr Partner Giovanni di Lorenzo hat seine Altersversicherung bei der Süddeutschen Zeitung abgeschlossen

und moderiert nebenbei bei Radio Bremen »3 nach 9«. Über Günther Jauchs Karriere noch ein Wort zu verlieren, wäre müßig. »Live aus...«, ein Sprungbrett nach oben? Das ist manches BR-Moderatoren gnädiges Schicksal.

Man könnte die Überlegungen bezüglich »Live aus dem Schlachthof« aber auch damit abschließen, daß mittlerweile das ZDF eine – der Natur dieses Senders entsprechend – bundesweit ausgestrahlte Sendung namens »Doppelpunkt« hat, die mit alten »Alabama«-Qualitäten und einigen eigenen Ideen und Konzepten das BR-Jugend-Talk-Stück an Brisanz und Qualität ausgestochen hat. Und daß das österreichische Fernsehen mit »X Large« eine Form gefunden hat, die sowohl journalistisch wie auch zeitgeistmäßig von »Live aus...« nie erreicht werden wird. Und doch geht es uns hier fast wie mit Deutschlands dauerhaftestem Brenner, der »Lindenstraße«: Wir mögen's nicht mehr missen, dieses »Live aus dem Schlachthof«. Hoffentlich gibt es bald wieder ein bißchen Ärger. Das muß sein.

DER AUTOR

Karl Forster ist Redaktionsmitglied der Süddeutschen Zeitung und arbeitet vor allem als Reporter für Aktuelles. Außerdem ist er Kritiker für Medien und für Rockmusik.